



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Südfranzosen. Von Werner von der Schulenburg	96
Krieg und Kunst. Von Georg Söhler	103
Angaben. Von Hirsch, Herrn, Löwenstein, Blei	108
Postkriegsblätter. Von Stefan Zweig	111
Die Kulturreiche. Von Hugo Salus	117
Blattohnungen im Krieg. Von Gadon	121
Leise schreien die Toten. Von Theodor Suhr	124

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Ankauf und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samossbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 1631-1635.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Johimbin-Tabletten

mit 0,005 Johimbin. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräutligand.

10 Tabletten = 2,25 M. || 50 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 26,- M.

25 Tabletten = 4,- M. || 100 Tabletten = 13,50 M. || 500 Tabletten = 50,- M.

Literatur versendet gratis: Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Straße 74.

NÄRÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 6000000,- Mark. — Reserven 8400000,- Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bzw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismarck, Alten, Barg b. M., Calbea, S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eilenstock, Elternburg, Eisenach, Eislohe, Erfurt, Fansterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilverstedt, Kamenz, Kloster i. Altmark, Langensalza, Lommatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sandershausen, Schönebeck a. E., Schmölln i. Br., Sebnitz, Sonderhausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommanditie i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Zur gesl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonniert haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden. Erst wenn Nachlieferung und Auflösung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Abonnementsspreis (vierjährl. 13 Nummern) M. 5,-, pro Jahr M. 20,-; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Österreich
M. 5,65; pro Jahr 22,60; Ausland M. 6,30, pro Jahr M. 25,20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Litzow 7724.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Januar 1915.

Südfranzosen.

Am dreiundzwanzigsten Juli 1914 reiste ich durch Pontarlier nach der Schweiz und erfuhr dort von dem durch seine kulinarischen Künste bedeutenden Bahnhofswirth, daß ein mir bekannter hoher französischer Beamter mit seiner Gattin vor drei Tagen von seinem Sommerföhrl plötzlich nach Paris abgereist sei. „Warum?“ „Geschäfte!“ Ich bedauerte den Armen, aber ich vertiefe mich in Gedanken weiter in meine frühsieneischen Maler, in den Kreis um Simone Martini, ohne zu ahnen, daß mir der Name dieses Künstlers später zur Lebensgefahr werden sollte.

In Dijon gedachte ich der Kriegsthaten meines Vaters. Hier interessirte nicht nur die prachtvolle Gemälde Sammlung, sondern eben so das Schlachtfeld, wo die Einundsechziger gekämpft hatten. Am fünfundzwanzigsten Juliabend fuhr ich nach der Fabrik, die der Sohn Garibaldis vertheidigt und vor der mein Vater sich das Kreuz verdient hatte. Ein prahlischer Denkstein stand an der Chaussee; vorsichtig war vermerkt, daß die Fahne der Einundsechziger in das Machtgebiet („le pouvoir“) der Franzosen gefallen sei, auf Deutsch, daß sie diese Fahne unter einem Haufen von Leichen gefunden hatten. Ich sah über dieses schöne Land, sah die endlose Kasernenreihe an der Landstraße (Rue Garibaldi) und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß ein französischer Offizier auf mich zu galopirte, wohl, um mir etwas zu sagen. Im letzten Augenblick zügelte er aber das Pferd, ritt um mich herum und sprengte dann nach der Kaserne zurück. Bedeutung legte ich diesem Vorfall nicht bei. Um Abend erreichte ich Paris, sprach längere Zeit mit ein paar liebenswürdigen französischen

Gelehrten, hatte die üblichen Schwierigkeiten in der Bibliothèque Nationale und wurde Zeuge einer großen Massendemonstration auf dem Boulevard des Capucines. Auf der rechten Seite der Straße gingen im Gänsemarsch Tausende von Menschen, die im Sait schrien: „Vive l'armée!“ Auf der linken Seite brüllten Tausende: „A bas l'armée!“ Darunter waren viele Soldaten in Uniform. Das Ganze: Paris, das kindische Paris, das nichts zu thun hat mit der feinen Gelehrtenwelt, in die ich am Tag zuvor, im Schloß von Versailles, geblickt hatte.

Man hörte Worte wie „Krieg“ und „Mobilisation“. Seit Jahren hörte man sie. Die Frau meines französischen Beamten, den ich in diesem Jahr nicht aussuchen konnte, hatte mir 1913 in ihrem reizenden pariser Salon (natürlich Louis XVI.) geschildert, wie furchtbar Deutschland zermürbt werde, hatte mir von der Thätigkeit ihres Mannes in Petersburg erzählt und mir endlich ihre Protektion für den Fall der Besetzung von Berlin zugesagt. Jeder ihrer späteren Briefe schloß: „In zwei Monaten haben wir den Krieg.“ Ich kannte dieses Kriegsgeschrei. Meine wissenschaftliche Arbeit war mir wichtiger. Ich verließ nach der Erledigung des Nöthigsten das ungemütliche Paris und kam am sechzundzwanzigsten Juli abends in Avignon an.

Provence. Das Land meiner Träume. Ein altes deutsches Land. In der Kirche Saint-Trophime in Arles wurde der Rothbart gekrönt; sein Wappen ist dort in Stein gehauen. Noch heute rufen die Rhônesischer einander zu: „Al empeire!“ und „Al realme!“, je nachdem sie nach der Reichsseite oder nach der Königssseite ausweichen wollen. Das Land ist Glanz und Farbe; es ist griechischer als Griechenland; römischer als Rom. Die folgende Nacht schließt ich im Schutze der Mauern des Papstpalastes, in einem Bett, in dem Napoleon übernachtet hatte, und der weite Sternenhimmel des Südens lugt durch die Fenster.

Die Besuche bei den gelehrtten Freunden waren rasch erledigt. Das Wort „la guerre“ summte nur wie eine ferne Fliege durch das Zimmer. Sonst sprachen wir von Päpsten, von Fresken, von Restaurirungsarbeiten. Um nächsten Nachmittag arbeitete ich in den Palästen und am Achtundzwanzigsten früh lehrte ich ahnunglos an die Stätte meiner Arbeit zurück. Da versagte mir ein Wächter den Eintritt. „Warum?“ „Es ist Ihnen nicht erlaubt.“ Ich erhielt einen pfiffigen Provençalblick. Der Wächter zog an seiner wehenden Krawatte.

Ich ging zum Maire. Der war nicht zu sprechen. Die Arbeit in den Palästen sei mir jedoch verboten.

Als ich zu einem befreundeten Förjher gehen wollte und die Place de l'horloge überschritt, legte mir ein großer Herr mit einem weißen Knebelbart die Hand auf die Schulter. „Bitte, Sie sind verhaftet.“ „Danke sehr; wollen Sie mich umsonst versorgen?“ „Kommen Sie!“

Wir gingen über den Platz in die Mairie, wo man mich in ein großes, leidlich möblirtes Zimmer brachte. Vor einem schönen Kamin mit Plastiken aus der Schule von Pigalle standen ein Tisch und zwei dünne, französische Holzstühle. Der Beamte, der mich verhaftet hatte, zog sich zurück. Ein zweiter Herr, in Civil, mit dem bekannten Bandchen im Knopfloch, erschien, begleitet von einem südfranzösischen Schreiber. Der Herr in Civil strich seinen langen Schnurrbart wie ein Rater und sprach mit pariser Accent. Er sprach ein langes U; er sagte: „créaaation“, „illu-straasjon“. Aber er war doch ein echter Provençale.

„Ihr Name?“

Hoh antwortete. Der Schreiber notirte eifrig.

„Sie sind deutscher Offizier?“

„Nein.“

„Aber Sie waren es.“

„Ja. Nur habe ich als Ganzinvaliden den Abschied genommen.“

„Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Leute, die so aussiehen wie Sie, ganz invalid sind?“

„Wir haben in Deutschland Menschen genug und brauchen wirklich Kranke nicht deshalb in der Armee zu halten, weil sie gesund aussiehen.“

Der Rater pfauchte. „Ah!“ Er trat ans Fenster, wandte sich aber sofort wieder um und ging zum Angriff vor. Er sagte: „Wollen Sie bestreiten, daß Sie zu militärischen Zwecken die Papstpaläste vermessen haben?“ Sehr energisch sagte er Das.

„Das bestreite ich allerdings.“

„Was haben Sie denn in den Palästen gethan?“

„Ich habe Fresken studirt.“

Diese Erklärung löste bei meinem Gegenüber einen plötzlichen Sturm der Heiterkeit aus: „Fresken! Fresken!“ Und in einer lächerlichen Erregung riß er aus seinem Altenbündel ein paar Pläne und hielt sie mir vor die Augen. „Leugnen Sie, daß Sie diese Pläne gezeichnet haben? Daß Sie hier die Dicke der Mauern eingetragen haben? Ist Das auch ein Studium von Fresken?“ Dazu die berühmte verfrühte Siegerpose.

„Vielleicht verstehen Sie, daß es für die Beurtheilung des Zustandes einer Freske von Bedeutung ist, wenn man weiß,

ob sie dem Wetter auf einer dünnen oder auf einer dicken Mauer ausgesetzt war. Außerdem sind in den Fensternischen selbst Gemälde, deren Breite ich mir notirt habe.“

„Ah! Und die runden Kreise?“

„Sind Zeichnungen von Heiligenscheinen.“

„So! Wir nennen es Artilleriestellungen.“ Das klängt herrlich überlegen. Nun lief mir die Galle über. „Glauben Sie“, so fragte ich, „daß wir den Papstpalast nicht mit unserer gewöhnlichen Feldartillerie niederlegen können? Dazu brauchen wir wahrhaftig keine Spionage über Mauerdicke und Aehnliches.“

Der Pariser aus Avignon wiegte den Kopf. „Sagen Sie doch die Wahrheit! Wir haben Ihre Papiere in Beschlag genommen; und da steht ja genau vermerkt, wenn Sie etwas direkt an den Deutschen Kaiser berichten sollten.“

Ich war wie vom Blitz getroffen. Der Kater strahlte: „Siehst Du“, sagte er provençalisch zu dem Schreiber, „der Schred ist ein Bekennniß. Schreibs auf!“

„Wollen Sie mir gefälligst die Stellen in meinen Notizen zeigen, wo Das steht.“

Er hielt mir das Notizbuch hin. „Hier, hier, hier.“

Ich sah auf die erste Stelle. Über die Fresken in der Johanneskapelle. Da hatte ich vermerkt: „Nicht uninteressant für S. M.“ O Tartarin! „Das heißt: Simone Martini.“

Nun fürchtete ich, daß meinem Kater die Lust ausgehen werde. „Bestreiten Sie auch, daß Sie vor acht Tagen die strategisch wichtige Chaussee von Belfort nach Dijon angesehen haben? Auf der selben Straße, auf der acht Tage früher zwei deutsche Spione verhaftet wurden?“

„Ich habe die Schlachtfelder beschen, auf denen mein Vater gekämpft hat.“

„Gut vorbereitet ist die deutsche Spionage: Das muß man sagen. Aber mir entgehen Sie nicht. Auf Wiedersehen!“

Tartarin! Der richtige Südfranzose, dachte ich. Von Paris trennt Dich eine Welt. Der französische General, der über die Provence berichtete: „Das Land ist der Himmel und das Volk aus der Hölle.“ dieser General war Pariser. Aber jetzt hatte Tartarin die Macht. Ich saß vor einem köstlichen Kamin, erhielt ein nach Knoblauch stinkendes Essen, einen herrlichen alten Rothwein und hatte zwei Posten als Ehrengarde vor der Thür. Und ich rauchte französische Regiezigarren.

Mein Wärter war ein Gemüth. Er versprach mir, zwei Telegramme zu beförbern. Eins an den hohen französischen Be-

amten, dessen Frau mir ihre Protektion für Berlin versprochen hatte, eins an einen Freund, einen französischen Maler in Arles. Antwort erhielt ich von Beiden nicht. Die Telegrammgebühren scheint das „Gemüth“ ohne Bedenken in seinen Privatschätz überführt zu haben.

Um folgenden Tag erschien der Kater wieder und sagte, jetzt sei die Sache reif. Das hieß auf Deutsch: Ich kam vor ein Kriegsgericht.

Um Nachmittag schrieb ich ein dringendes Telegramm mit der Bitte um Hilfe an die belgische Pianistin Juliette Wihl, die seit Jahren in Berlin lebt, in meiner Familie verkehrt und von ber ich wußte, daß sie während der Ausstellung in Lyon Konzerte gab. Ich versprach einem Bengel drei Francs, wenn er mir den Empfangsschein der Post bringen würde. In einer Stunde hatte ich den Schein; am Abend kam Fräulein Wihl.

Was Gründe nicht vermocht hatten, erreichte eine Frau. Meine Retterin wußte die Südfranzosen zu nehmen. Sie sprach von Kultur, von dem großen Künstler, der ein Buch über die Provence geschrieben habe, sie kämpfte mit Worten und Augen; und am Vormittag des ersten August erschien ein schlanker, junger Herr bei mir, der mir sagte, daß ein bedauerlicher Uebereifer eines Subalternen gewaltet habe; ich möchte aus der Sache keine Haupt- und Staatsaktion machen; insbesondere meinen Freund in Paris nicht benachrichtigen usw. Ich versicherte ihm, nachdem er mir meine Notizen und Pläne ausgeliefert hatte, daß ich selten besseren und billigeren Rothwein getrunken habe, und verließ meinen Kaminplatz mit dem schönen Blick auf die nackten Damen aus der Pigalle-Schule auf Nimmerwiedersehen.

Nun zeigte sich die Freundschaft der gebildeten Südfranzosen. Fräulein Wihl und ich hatten nur deutsches Geld, das nicht gewechselt wurde, und Kreditbriefe, auf die keine Bank mehr etwas zahlte. In dieser Lage borgte uns die Witwe eines provencalischen Dichters hundert Francs, trotzdem die Dame uns nicht kannte, nur, weil unsere gemeinsamen Kulturgüter für sie bindende Kräfte hatten, die der Stammbeschied nicht vertilgen konnte.

Avgignon war kopslos. Nicht mehr möglich, selbst französisches Geld zu wechseln. Auf der Bahn weigerte man die Annahme eines Fünfzigfrancscheines. Mit größter Mühe gelang mir, den Schein zu wechseln; und da Fräulein Wihl inzwischen meine Hotelrechnung für das Napoleonzimmer beglichen und mein Gepäck geholt hatte, fuhren wir nach Arles ab, wo wir von dem Maler weitere Hilfe erbitten und mit einem Dampfer von Mar-

seille aus Italien erreichen wollten. Als wir in Arles auf dem Bahnhof ankamen, hörten wir, daß um fünf Uhr die Mobilisierung befohlen worden sei. Züge nach Marseille führen nicht mehr.

Mein Freund hatte sich in den letzten Jahren durch die Herstellung künstlerischer Möbel zu einem schönen Wohlstand emporgearbeitet. Vor der Thür seines Hauses erwartete uns seine Frau, in ihrer kleidsgamen arlesischen Tracht. Monsieur sei in die Mairie gegangen, um Befehle zu holen. Er müsse nach Verdun, wo er eine Eisenbahmlinie zu bewachen habe. Jetzt müsse er zwei Paar Stiefel kaufen. Und das sei so schwer, denn alle Magazine seien schon leer gekauft; es gebe nur noch Lackstiefel. Ich dachte an die ewigen, endlosen Stiefelappells, die mich als jungen Offizier zur Verzweiflung bringen konnten und die mir tausendmal schlimmer waren als die größten Mandoverstrapazen. Über hier hörte ich im Geist ganz plötzlich deutsche Siegesglocken läuten. Zwei Paar Stiefel . . .

Unser Freund war die Güte und Umsicht selbst. Er führte uns sofort zu dem ihm selbst nicht bekannten Unterpräfekten, der uns mit der größten Höflichkeit empfing, mir die Hand gab und mit vollendetem Liebenswürdigkeit den Rath erteilte, Fräulein Wihl und ich möchten schnell nach Marseille abreisen, da er morgen uns vielleicht nicht mehr gefällig sein dürfe. Wenn uns unterwegs aber irgendwas zustoße, möchten wir uns auf ihn beziehen; man sollte dann nur bei der Präfektur in Arles antelephoniren. Ein Zug nach Marseille fahre noch, man verheimliche es nur, um den Andrang zu vermindern.

Wir gingen, durch Gruppen erregter Frauen, die mich mit bösen Blicken ansahen, in die Wohnung des Freundes zurück, wo die Abendmahlzeit auf uns wartete. Um Abend der Kriegserklärung speiste ich in einem französischen Haus mit Franzosen und einer Belgierin. Später erschien noch der Vorarbeiter meines Freundes, ein Südfranzose, mit seiner Frau, einer Italienerin. Der Mann war nach Toulon beordert, aber er verschwieg seiner Frau den Befehl und sagte ihr nur, sie solle nach Italien reisen, er werde auf Alles achten. Über den Entschlüsse dieses Menschen lag eine gewaltige, tragische Ruhe.

Mit des Freundes Hilfe gelang es uns nun sogar, ohne Verlust Geld zu wechseln. Als wir nach dem Bahnhof gingen, warf ich einen Blick auf einen wunderbaren kleinen Palast und machte eine Bemerkung darüber. Der Maler lachte: „Da würden Sie morgen wohnen, es ist der alte Palast des Königs von Arles; jetzt das Gesängnis.“ Wir erhielten durch des Freundes Bemühungen

Fahrkarten, und nachdem er uns noch ein sehr freundliches Empfehlungsschreiben gegeben hatte, fuhren wir mit zwei Stunden Verspätung nach Marseille ab. Auf dem Bahnhof wurde ein Regiment verladen. Ich stand den Leuten gegenüber und sie murmelten: „Preußischer Spion!“ Spät in der Nacht erreichten wir die Hafenstadt. Überall nahmen Menschen von einander Abschied; überall Stille, Würde. Südfrankreich ist nicht Paris.

Im Hotel überworptheilte man uns nicht. Wir saßen in der Nacht in großen Klubsesseln, in einem schönen, stillen Zimmer und tranken gefühltes Mineralwasser. Draußen herrschte eine unerträgliche Hitze und das Rollen der Geschüze drang zu uns hinauf wie ganz ferner Donner.

Am nächsten Morgen bekamen wir durch Zufall einen Wagen. Fünfzehn Francs bis an den Hafen. Die Linie Fraissinet fuhr nicht. Das Adriabureau war geschlossen. Um Hassen fanden wir noch ein Schiff der österreichischen Linie „Adria“, einen elenden Kahn, der für zwölf Personen eingerichtet war und auf dem schon dreihundertfünzig auf die Abfahrt warteten. Wann man abfähre? In einer halben Stunde. Aber unser großes Gepäck sei noch an der Bahn. Dann sollten wir es dort lassen. Auch den Leuten auf dem Schiff sei ihre ganze Habe vertoren. Schadenfreude (gegen die „Besitzenden“) klang durch diese Worte.

Fräulein Wißl wußte, daß meine Koffer die wissenschaftliche Arbeit eines Jahres bargen, Photos, Vermessungen, Notizen. Sie sagte mir daher: „Sie sprechen Italienisch; halten Sie den Kapitän zurück. Nach dem Bahnhof dürfen Sie nicht mitkommen. Man schlägt Sie tot. Ich mache schon Alles.“

Dieser Wunsch ging mir gegen den Strich; doch der Entschluß war nothwendig. Größe 1,90 m, blond, frische Farben, blaugraue Augen, fast zweihundert Pfund Leibengewicht: wie konnte ich damit als Franzose gelten? Meine französisch ausschuhende belgische Beschüherin freundete sich auf der Wagenfahrt mit dem Rutscher an. Der sagte: „Gut, daß Sie Ihren dicken Mann dagelassen haben. Ist er Preuße?“ „Gott bewahre. Er ist Südfranzose. Die werben oft so dick.“ „Aber er sieht sehr preußisch aus.“ Am Bahnhof waren von Mitternacht bis morgens um sieben Uhr fünfzigtausend Stück Gepäck angekommen. Dort sollten unsere Koffer aufgefunden werden. Die Freundschaft zwischen Fräulein Wißl und dem Rutscher war inzwischen aber noch fester geworden und nach zwanzig Minuten hatte er das Gepäck herausgesucht. Das Handgepäck wurde aus dem Hotel ge-

holt; die junge Dame setzte sich neben den Kutscher auf den Bod, („Madame, tirez un peu votre jupe, on voit vos jambes!“) und die Fahrt ging wieder dem Hafen zu.

Inzwischen hatte ich den levantiner Kapitän mit den üblichen Mitteln bewogen, die Abfahrt zu verschieben. Wir hatten eine längere Auseinandersetzung, in deren Verlauf endlich in der Ferne der Kofferwagen erschien. Fünf Italiener (die je fünf Francs verlangten, sie aber zusammen bekamen) trugen die Koffer an Bord. Wir stellten daß Rossbergberg sorgsam an der Reeling auf, denn die Pumpe des Schiffes leckte bereits und das Vorderdeck war quatschnäß. Dort erhielten wir jedoch unsere „Plätze“. Einen halben Quadratmeter jede Person. Mein „Platz“ war vor einem Käfig mit dreihundert Vögeln. Und in der Tasche hatte ich ein Lloydbillett Erster Klasse von Neapel nach Antwerpen. Abfahrt am ersten September von Neapel. Was daraus wohl wurde!

Als das Schiff sich in Bewegung gesetzt hatte, schoß das Wasser der defekten Pumpe in Strömen über das Deck. „Essen?“ „Ja, fünf Mann aus einem Käfig.“ Fraulein Wishi wußte doer die Stewards zu bestimmen, uns an ihrer Tafel mitessen zu lassen. Der österreichische Maschinist, ein netter kleiner Kerl, versorgte mich mit Tabak. Nachts schliefen wir auf dem Fußboden der Kabüte. Das war immerhin erträglich.

Vierundzwanzig Stunden dauerte die Fahrt. Wir wußten nicht, ob zwischen Frankreich und Österreich schon der Krieg erklärt war. Wir sahen all die Kriegsschiffe vor Toulon und Villefranche mit prüfender Sorge an. Über sie ließen uns passieren. Südfranzosen.

Am folgenden Mittag landeten wir in Genua, im Hafen einer verbündeten Macht. Und hier wandte sich all die Güte und Zuverlässigkeit der Feinde in Bosheit. Nie habe ich tiefere Seelenqualen erlitten als durch die italienischen Zeitungsberichte. „Hamburg ein Trümmerhaufe“ (dort waren meine Frau und Kinder); „der Kronprinz ermordet“; „der Feind geschlagen; glänzender Sieg der Franzosen.“ Wir waren immer „der Feind“. Im Lande der Verbündeten.

Eine Belgierin und Südfranzosen haben mein Leben und meine Arbeit gerettet. Die belgische Ritterin ist in Berlin vor der dringendsten Sorge geschützt.

Frankfurt a. O. Dr. Werner von der Schulenburg.

Krieg und Kunst.

Krieg und Kunst: Gegensätze wie Nacht und Licht, wie Hölle und Himmel, wie Tod und Leben. Dort die Domäne nüchternster, kältester, brutalster Realität; hier das Reich dichterischer, lebenswärmer, seinfühliger Phantasie. Höchster Werth: dort Menschenmassen, Millionen, in denen das Einzel-Höch untergeht; hier die einzelne Künstlerpersönlichkeit in ihrer individuellsten Eigenart.

Dort Alles gestellt auf äußere Kraft, auf Machtbehauptung; hier völliger Verzicht auf äußerliche Wirkung, ließtes Versenken in reine Innerslichkeit. Dort der bröhnende Schritt ehemaler Bataillone und des Branden und Tosen der Schlachten; hier die heilige Stille und weihevolle Feierlichkeit einsamer Schöpferstunden. Dort selbst bei einigen Kulturnationen das furchtbare Ausbrechen bestialischer Instinkte, die Herrschaft von Lug, Trug, Hab- und Mordgier; hier der Drang, alles Menschliche zu veredeln.

Sie scheiden sich wie Irdisches und Göttliches, wie Wasser und Feuer, wie Materie und Geist. Ist es ein Wunder, daß, wenn der Krieg sein Haupt erhebt und mit gezücktem Schwert durch die Welt schreitet, die Kunst das erste Opfer ist, daß seine ehernen Füße zu Boden treten? Kann es anders sein bei dem völligen Gegensatz, der in dem Wesen Beider tief innen begründet ist? Könnte man sich ein Land der Kunst denken, ein Phantasiereich, in dem sie oberste Gesetzgeberin wäre, in dem alle Menschen Künstler wären, also künstlerisch fühlten und lebten, und in diesem Lande Raum und Möglichkeit für Krieg? Gilt nicht von der Kunst wie von der Freude: Alle Menschen werden Brüder, wo Dein sanfter Flügel weht?

Wie die Kunst keinen Krieg in ihrem Lande dulden würde, so duldet der Krieg unter seinem Szepter keine Kunst. Bricht ein Krieg aus, so lähmst er alle menschliche Thätigkeit. Am Stillsten ist's zunächst überall da, wo Kunst gepflegt wurde. Sie scheint völlig vernichtet. Und je intensiver ein Krieg geführt wird, je tiefer der Untheil an ihm alle Schichten des Volkes ergreift, desto weniger ist Raum für die Kunst. Das ist natürlich, weil es sich aus dem Wesen von Krieg und Kunst ergiebt. Das ist nothwendig. Ein Krieg braucht das ganze Volk zunächst in ungetheilter Hingabe an seine nüchterne, brutale Wirklichkeit.

Künstler sind in diesen Zeiten, die ganz unter dem Eindrucke der ungeheuren Gewalt kriegerischer Ereignisse stehen, die überflüssigsten Menschen. Und gerade die echtesten unter ihnen, die nicht nur „in Kunst machen“ (manche „Großen“ tun Das), sondern

in allen Fasern ihres Wesens, in ihrem ganzen Menschenthum Künstler „sind“, empfinden Das als Naturnothwendigkeit, als selbstverständlich. Sie fühlen, wie ein Geist aus einer ganz anderen Welt als der ihrigen die Menschheit ergreift, wie eine gewaltige Kraft mit unwiderstehlicher Suggestion Willige und Unwillige erfaßt und sie nichts mehr wirklich denken, empfinden, erfassen läßt als: Krieg. In früheren Kriegen hatte das Wirthschaftliche nicht die Bedeutung wie jetzt. Viele Menschen behielten Sinn und Zeit und Geld für die Friedensweisen der Kunst. Heute, da die ganze Erde mit ihrem Verkehr und Handel in die Kriegswirrnis gezogen ist, da wirthschaftliche Werthe von unmeßbarer Größe in Betracht kommen, da über die Lande und Meere viele Hunderte Millionen von Stimmen „Krieg“ rufen, heute ist für Kunst kaum Platz.

Und doch muß ihr einer geschaffen, „Kriegshilfe“ auch ihr gewährt werden. Wir wollen uns ruhig darüber klar sein, daß Alles, was jetzt für Kunst gethan wird und werden muß, unter die Überschrift: „Soziale Fürsorge“ gehört.

Ein Volk das sich in so herrlicher Kraft und Größe als Kriegs-, als Thatvolk erhebt wie das deutsche, hat in diesen Zeiten kein inneres Verlangen nach Kunst, darf keins haben. Die Zeit ist zu groß, die Wirklichkeit zu gewaltig, das Erleben zu betäubend, der Geist des Krieges zu mächtig, der ganze Mensch zu erregt, als daß er fähig wäre zu der stillen Andacht wirklich tiefen Kunstgenusses. Ich halte es deshalb nicht für richtig, daß Volk zur Kunst zu rufen mit der Begründung, die Kunst biete ein nothwendiges Gegengewicht. Es gibt Zeiten, wo der Mensch kein Gegengewicht braucht, sondern Alles auf eine Seite hängen darf und muß. Und diese Tage sind solche Zeit.

Nirgends ist Platz für die Kunst, nirgends eine Nothwendigkeit, daß sie lebe. Aber Hunderttausende waren beschäftigt, Kunst zu blieben. Und es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder braucht. Darum gehört es mit zu den Aufgaben eines Kulturvolkes, sie über die Zeiten des Krieges hinweg lebendig zu erhalten; zu sorgen, daß die Kräfte, die jetzt brach liegen, um so kräftiger wirken können, sobald die Hirne der Völker wieder etwas Anderes zu fassen im Stande sind als Alles, was mit Krieg zusammenhängt.

Die Schaffenden kann man sich selbst überlassen. Was in ihnen der Krieg wirkt, wird die Zeit lehren. Die geschilderten Verwerther der Situation werden „in Patriotismus machen“, ihr „deutsches Herz“ entdecken; mancher, der bisher feinnervige Artistenarbeit ließerte, wird sich plötzlich kraftvoll-urwüchsig geberden. Vielleicht findet die große Zeit große Ründer ihres Geistes. Viel-

leicht dichtet aber auch fernab in ärmlicher Stille ein Genie ein ganz anderes Werk, daß die Größe und Herrlichkeit seiner Heimat, des Landes der Kunst, besingt, in daß ihn sein weltfremdes Wesen, seine Künstlersehnsucht geführt hat.

Die großen Schaffenden sind zu allen Zeiten das Darben gewöhnt gewesen, und wenn die Menge der Literatur- und Musikversertiger in diesen Kriegszeiten etwas weniger gute Geschäfte macht, ist's kein Schade. Ein Segen des Krieges ist's, wenn da hundert Maschinen stillstehen.

Aber die Heere der reproduzierenden Künstler auf den Bühnen und in den Konzerten, die Menge der Lehrkräfte, die jetzt ohne Schüler sind, verlangen soziale Hilfeleistungen.

Die erste Voraussetzung für eine nur einigermaßen genügende Linderung der großen Noth ist, daß Alle, die durch ihre frühere berufliche Vorbildung in der Lage sind, sich anderen Erwerb zu schaffen, es thun. Die Mehrzahl der Schauspieler und Sänger hat „umgefasstet“. Zur Verbesserung der Lage sollte Jeder, der jetzt in seinem früheren Beruf unterkommen kann, Dies für die Kriegszeit thun. Auch dann aber bleiben viele Tausende, insbesondere vom weiblichen Bühnenpersonal, zur Unthätigkeit verurtheilt. Die Bühnengenossenschaft, bei der jetzt Die Recht behalten, die dringend davor warnten, in der Pensionanstalt alles Heil zu erblicken, sucht aus dem vorhandenen Fonds zu helfen, wo sie kann. Der Bühnenverein vergibt seinen Groll und hilft den schlimmsten Mangel lindern. Die deutschen Hoftheater spielen, wenn auch mit Verminderungen der größten Gagen. Aber auch alle deutschen Städte müßten ihren Theatern die Möglichkeit geben, ihr Bühnenpersonal nicht brotlos zu machen. Natürlich müßte die strengste Kontrolle darüber ausgeübt werden, daß, wenn die Städte die vereinbarten Pachtsummen erlassen und sonstige Zuflüsse gewähren und wenn die Mitglieder sich mit stark reduzierten Gagen begnügen, nicht die Direktoren aus diesem „Kriegszustand“ ein Geschäft machen. Wenn die Direktoren das Risiko nicht übernehmen wollen, so schalte man sie aus und übertrage die Verwaltung der Bühnengenossenschaft. Wenn es sich, wie in kleinen Städten, um ein einziges Theater handelt, wagt die Stadt mit der Bürgschaft für die winzigen Kriegsgagen nicht viel. Und gerade in den mittleren und kleinen Städten sollten die Behörden alle ernsthaft arbeitenden Theater in dieser Zeit erhalten, damit nicht die Unmenge der Bühnenmitglieder erwerblos nach Berlin strömt und dort die Wohlfahrteinrichtungen belastet.

Man appellire dabei nicht an den Kunstsinn, sondern an den

Opferwillen der Bevölkerung. Man sage ihr, daß man die Künstler, die in frohen Tagen so oft Freude bereitet und nach der Arbeit des Tages Entlastung geschaffen haben, jetzt, da man sie nicht braucht, nicht dem größten Elend preisgeben darf. Wer jetzt keinen Sinn für Theater hat, aber Geld genug, bezahle sein Abonnement und lasse seine Plätze leer. Die Stadtverwaltungen müssen ihren Bürgern mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn es welche giebt, die Geld haben, in Friedenszeit für die Finanzmifwirtschaft des Direktors Hunderttausende und Millionen zu opfern, dann dürfen sie auch nicht knauern, wenn es gilt, die Noth der ausübenden Künstler zu lindern.

Die Theater werden sich bemühen, ihren Spielplan der Stimmung der Zeit anzupassen. Dazu ist nicht nötig, daß sie nur vaterländische Stücke aufführen. Aber gut wird es sein, wenn die deutschen Theater sich jetzt einmal gründlich von aller Oberflächlichkeit und Ausländerei freimachen, wenn sie diese ernste Zeit zu einer inneren Reinigung und Erneuerung benutzen. In welch eine Welt voll Nichtigkeit und Niedrigkeit schauen wir, wenn wir die Spielpläne vieler deutschen Bühnen in den letzten Jahren jetzt von der Höhe dieser Kriegsmonate ansehen!

Der Menge nicht so offensichtlich wie die Nothlage der Bühnenkünstler, aber darum nicht minder groß ist die aller der Ausübenden im Konzertbetrieb, insbesondere der Orchestermusik. Deren große Organisation, der Allgemeine Deutsche Musiker-Verband, vermag natürlich auch nicht genügende Hülfe zu leisten, wenn nicht alle Arbeitgeber der Musiker thun, was in ihren Kräften steht. Von den deutschen Höfen und den deutschen Städten muß erwartet werden, daß sie auch hier nicht knauern. Die deutschen Konzertgesellschaften, die ja meist durch sehr vermögende Kunstreunde unterstützt werden, hätten die Pflicht, nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus sozialen Gründen ihre Konzerte weiter zu führen.

Auch hier muß es heißen: Wir brauchen die Kunst zwar jetzt nicht, aber wir wollen uns dankbar erweisen für Das, was sie uns im Frieden war, und ihr die Lebenskraft erhalten für fünfzig Zeiten. Leider scheint gerade auf diesem Gebiet der Mangel an Verantwortungsgefühl groß zu sein. Die Konzertgesellschaften überlegen sich nicht, daß, abgesehen von den paar berühmten Dirigenten und Solisten, der Aussfall der Einnahme auch nur eines Konzertwinters für sehr, sehr viele Menschen den Ruin bedeutet. Wer gesehen hat, wie selbst sehr bekannte Konzertsolisten schon im Frieden im Konkurrenzkampf arbeiten müssen, um sich eine Eri-

stenz zu erhalten, Der mügte mit großem Bangen den Folgen eines Winters entgegenblicken, in dem die deutschen Konzertvereine keine oder sehr wenige Konzerte gäben.

Mögen Alle, die sich in Friedenszeiten so gern als Förderer der Kunst aufgespielt haben, die in den deutschen Mittelstädten die Maecene spielten, bei denen die gastirenden Solistinnen und Solisten abstiegen, sich dieser Solisten eben so erinnern wie der tüchtigen Orchestermusiker, denen ihre schmale Einnahme in so schweren Zeiten erhalten werden muß.

Die Hauptfache ist auch hier Organisation. In vielen deutschen Städten bekriegen die Konzertgesellschaften einander. Und auch dieser Krieg kostet Geld. Keiner will sterben und Keiner kann recht leben. Man schließe Frieden, ehrlichen Frieden, und arbeite gemeinsam an der Erhaltung der Kunst und an der Linderung der Künstlernoth. Man muthe auch bei Wohlthätigkeitkonzerten nicht Allen zu, stets umsonst mitzuwirken; man bedenke, daß es zum großen Theil Arbeitslose sind und daß auch Idealisten essen müssen.

Und auch Derer gebende man, die bisher die musikalische Erziehung jüngerer und älterer Personen leiteten, der Musiklehrer und Musiklehrerinnen. Die Jugend, die den Ernst des Krieges noch nicht völlig erfaßt, kann gerade jetzt durch einen geschickt ertheilten Musikunterricht in ihrem lebendigen Empfinden für die idealen Güter des Lebens gefördert werden. Lust und Liebe zum Gesang, die in ihr jetzt so rege sind, können in Bahnen geleitet werden, auf denen dann im Frieden die Liebe zur Kunst immer höhere Ziele erreicht. Statt den Musikunterricht als Lugus plötzlich einzustellen, könnte man gewiß überall eine andere, weniger wichtige Ausgabe vermeiden. Schon in Friedenszeit haben die meisten Musiklehrer und -lehrerinnen nur ein kärgliches Brot.

Die Kunst wird, wenn ihre Zeit wieder da ist, sich schon selbst helfen. Wir hoffen, daß dieser Krieg mit seiner überwältigenden Kraft und Größe auch aus ihren Landen alles Schwäche und Kranken wegsegte. Wir denken uns, daß sein Regiment abgelöst werden wird von einer Zeit des Friedens, in der unter der tiefgehenden Nachwirkung Dessen, was wir erleben durften, auch in der Kunst die edelsten und höchsten Aufgaben in ernster Thätigkeit und reinen Herzens gelöst werden. Mögen dann die Arbeiter des Friedens, an deren Spize die Künstler zu schreiten haben, sich würdig erweisen der Helden des Krieges, die ihnen das Feld bereiteten.

Hamburg.

Dr. Georg Göhler.



Anzeigen.

Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte. Johann Ambrosius Barth in Leipzig.

Als 1857 in Weimar das Goethe-Schiller-Denkmal errichtet wurde, widerfuhr nach allgemeiner Anschauung durch die Zusammenstellung der beiden Dichter Goethe die größere Ehre. Uns fällt das auf; denn heute würde nach eben so allgemeiner Anschauung Schiller der gewinnende Theil sein. Aus der Konstatirung dieser Thatsachen, denen sich ähnliche in Menge an die Seite stellen ließen, ergeben sich dem vorsichtigen Betrachter historischer Zusammenhänge folgende Fragen: Wer hat „Recht“, die werthende Gemeinschaft von 1857 oder die werthende Gemeinschaft von 1914? Läßt sich, bei Individuen oder Werken mit starker historischer Wirkung, die Frage nach dem Recht oder Unrecht in der Bewertung überhaupt beantworten? Und wenn sie sich beantworten läßt, welche Mittel sind anzuwenden, um durch die Hülle von Zwangsvorstellungen, die sich in Jahren oder Jahrzehnten oder Jahrhunderten um jene Individuen gelegt hat, an den Kern zu gelangen? Ist der Glaube an das „Urtheil der Nachwelt“ begründet, wächst also wirklich zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom Individuum die Möglichkeit einer objektiven Beurtheilung seiner Werke? Wird nicht vielmehr in Folge des äußerst komplizirten kollektivpsychischen Prozesses, der bei einem die Massen stark beschäftigenden Werk sofort einsetzt, das Urtheil zugleich mit der zeitlichen Entfernung vom Individuum immer fragwürdiger? Liegt dem Glauben an das Urtheil der Nachwelt nicht vielleicht die naive Anschauung zu Grunde, daß die Gegenwart, in der ein Werthender zufällig steht, das richtige und darum endgültige Urtheil gefunden habe? Wie ist die zuweilen, namentlich bei den „Genies“, bemerkbare lange andauernde Ueber-einstimmung in der Persönlichkeitbewertung zu erklären? Sind hierbei vielleicht Nachahmungsgesetze mit wirksam, auf die die moderne Kollektivpsychologie mit so großem Nachdruck hingewiesen hat? Diese (und einige andere) Fragen werden in meinem Buch gestellt. Wer eine endgültige Antwort darauf zu finden hofft, sei jedoch im Voraus gewarnt: das Buch enthält sie nicht. Es sucht höchstens den Weg zu zeigen, auf dem einmal eine solche Antwort gefunden werden kann, und sucht diesen Weg vom allerdirektesten Gestrüpp zu befreien. Was zunächst vollzogen wird, ist also eine scharfe Scheidung zwischen dem Individuum selbst und seinem „Ruhm“, von der Meinung, die Mit- und Nachwelt von ihm haben. Die Frage nach dem Verhältniß des ragenden Individuums zu seinem „milion“, die Historiker, Soziologen und Philosophen fast das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch beschäftigt hat, wird hier also vom Objekt der Betrachtung in deren Subjekt verschoben. Sie lautet nicht mehr: Wie entsteht das mehr oder weniger eminente Individuum? Sondern: Wie entsteht das Urtheil, daß ein Individuum mehr oder weniger eminent ist?

Meine Aufgabe bestand demnach darin, den (freilich sehr verworrenen) Prozeß dieser Urheilsgenesis darzulegen, die verschiedenen „ruhm-bildenden“ Faktoren in ihren Wirkungsmöglichkeiten zu schildern. Daß auch die Eminenz des Individuums dazu gehört, wird nie bestritten. Über sie ist, wo sie überhaupt vorhanden ist, nur einer von den etwa zwanzig psychischen und sozialen Faktoren, die an der Ruhmgenese beteiligt sind, und hat in der Gesamtheit keine andere Bedeutung als etwa in einem breiten Strom der Quellsbach: er ist der zeitlich primäre und der Richtung gebende Faktor. Aber breit geworden ist der Strom durch seine Nebenflüsse. Und die kommen von anderen Bergen und fließen durch andere Gegenen.

Dr. Julian Hirsch.

Ein Wanderer in der Wüste. Delphin-Verlag in München.

2 Mark.

Reine Stimmung soll erschlichen, sondern Gefühl soll geweckt und ausgedrückt werden. Stimmung folgt auch auf Wein und Cigarre; hier soll nur ihr geistiges Gegenbild erscheinen, welches die Tochter des Fühlens ist; sie soll im Brand der Gefühle auf der Seele schimmen, wie das Gold erst erglänzt in seiner Läuterung, wie die Woge erst schäumt in dem Sturm. Hier soll Gefühl heißen: Gefühl für Großes, Erhabenes, für Ideen. Denn die Kunst, die sich in diese Gebilde formt, will kein müßiges Spielzeug, will vielmehr ein Diener jenes Geistes sein, der nicht von der Lust des Abstrakten, der erst von dem Brote des Wirklichen fett wird; dann wandelt er, der gespensthaft blasse, unwirkliche Unterthan der Sinne, sich in den lebendigen Geist, ohne den nichts ist.

München.

Wilhelm G. Herk.

Nervöse Leute, Gedanken eines Laien. Kurt Wolff in Leipzig.

Mein Buch lehnt von vorn herein den Verdacht ab, sich mit Dingen zu beschäftigen, die den Arzt angehen. Es bewegt sich mit strenger Zurückhaltung nur innerhalb derjenigen Grenzen, die ihm durch die Behandlung der Nervosität als einer gesellschaftlichen Erscheinung gezogen werden. Hier aber, in diesem abgesteckten Raum, suche ich Alles zu ergründen und zu erleuchten, was unter den Gesichtswinkel der Nervosität fällt. Und auch in ihren unansehnlichsten und unwahrscheinlichsten Erscheinungsformen wird sie aus all den Verkleidungen und Vermummungen, in die das vielfältige Leben sie hüllt, ans Licht gezogen. So entfaltet sich denn das ganze gesellschaftliche Milieu mit seinen tausendsfachen Verstellungen vor unseren Augen als ein einziges Labyrinth nervöser Irrwege und wir lassen all die Nervösen, die auf diesen Irrwegen wandeln, vor unserem geistigen Auge Revue passiren: die Sammler, die Geden, die Donjuans, die Lügner, die Verschwender, die Geizigen, — und wie sie sonst noch

heissen mögen. Allen ist (und da ist der Kerngedanke meines Buches) immer die selbe nervöse Tendenz eigen; aus ihren unzähligen Verwandlungsformen tritt als das überraschende und unverkennbare Gemeinsame das Minderwertigkeitsgefühl an den Tag. Das ergiebt sich ungezwungen und ohne Dialetik. Was mich selbst betrifft, so wähle ich mir in aller Bescheidenheit zur Devise Voltaires Worte: „Les livres les plus utiles sont ceux, dont les lecteurs font eux-mêmes la moitié. Ils étendent les pensées, dont on leur présente le germe.“

Eugen Löwenstein.

Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders. Ein Roman von Karl Einstein. Verlag der Wochenschrift „Die Aktion“ (Franz Pfeiffer) in Wilmersdorf.

Lieber Herr Einstein, der Verlag ersucht mich, Ihrer Buch der höchst-konsolidirten Intellektualität, diesem Buch, daß wahrhaft ein Buch, aber keine Unterhaltung, keine Bestätigung des Lesers in seinen verrottesten und albernsten Gewöhnungen, keine akkurate Beschreiberei des Alles Geläufigen ist und darin mit Brillanz excelliert, diesem mathematischen Buch geistigen Verhaltens und Ver-Haltens eine Einführung zu schreiben, ersucht mich Ihr Verlag. Ich bin rathlos vor die Aufgabe gestellt, einen Leser auf ein Buch vorzubereiten, dessen grösster Werth mir scheint, daß es, wie die Dinge heute liegen, keinen Leser finden kann, keinen wenigstens, den ich „einführen“ könnte. Als Prometheus vor jener berkwürdigen pariser Versammlung die Geschichte von seinem Adler erzählte, ließ er immer, wenn er das Interesse seiner Zuhörer erlahmen merkte, einige Raketen steigen und schweinische Photographien furszen, die ihm für eine Weile wieder die Sympathien seiner Zuhörer verschafften. Sie haben es versäumt, lieber Herr Einstein, den Fall einer verzwitzen-genitalen Frauenseele in den generalen Fall Ihres Buches zu bringen, um nur von dieser einen Unterlassung zu sprechen und von der anderen, daß Sie es verschmäht haben, „Gestalten“ zu schaffen, die Fleisch und Blut haben, das dem Nahonchef eines Waarenhauses geläufige Fleisch und Blut nämlich. Sie haben überhaupt Enthaltung von allen „modernen Problemen“ bis zur Auseinandersetzung getrieben. Ihr Buch wird eine fürchterliche Ablehnung von allen kompetenten Kreisen und Kritikern erfahren, man wird Sie ausschlagen (und auch mich bei der Gelegenheit ein Bißchen) und wir werden uns wieder einmal sagen, daß bei der heutigen Beschaffenheit der Literatur Bücher, die Thaten sind, keinerlei Geltung gewinnen können, weil auf der anderen Seite alle Thaten Papier sind und alle Bücher, die den geneigten Leser finden, mühsiger Tratsch. Ich kann dem Buch, Ihrer Buch also nur wünschen, daß es möglichst unverkauft beim Verlag bleibe, damit die erhofftesten Leser in dreißig Jahren dort die schönen sauberen Exemplare finden, — in dreißig Jahren, was ich als die Zeit annehme, wo man sich um die paar Bücher, welche die Literatur unserer Tage bilden, kümmern wird.

Franz Blei.

Dostojewskij.

(Der Mythos der Selbstgeburt.)^{*)}

Din seiner Kosmogonie, seiner Naturanschauung wird der Mensch nicht aus der Welt, sondern nur aus sich selbst geboren. Er ist Kern und Schale, Hoffnung und Hemmung in ewigem Gegensatz, bewußte, wachsende und wandelbare Zweihheit, nicht, wie der Mensch Goethes, „Beides mit einem Maß“, die organische Einheit. Bei den goethischen Menschen entfaltet sich der äußere Mensch, der praktische, aus dem inneren; Vollendung des einen bewirkt zugleich Verstärkung des anderen. Bei Dostojewskij ist in einer Art Platonismus der innere, der reine, der wahre Mensch umstrickt von einem äußeren, dem praktischen, dem sozialen, den er erst vernichten muß, um zur Göttlichkeit zu gelangen. Er wird nur durch Befeindung frei. Je mehr der individuelle Kern reift, desto stärker sein Bemühen, die Schale des Lebensmenschen zu sprengen. Und ist der reine, der innere Mensch geboren, so ist meist der praktische, der thätige vernichtet.

Ich will deutlicher sein. Der Mensch Goethes hat seine höchste Möglichkeit erreicht, wenn er tüchtig ist und nutzbar für die Welt, der Held bei Dickens oder Balzac, wenn er aufsteigt in der sozialen Stufe. Die Helden Dostojewskis sind in der Sekunde ihres Triumphes, im Augenblick, da sie ihr wahres Selbst durchschlagen fühlen, für den Blick der Welt „verlorene Menschen“, Zuchthäusler, Nichtsthüter, Bettler oder Verschwender. Einem Engländer, einem Franzosen müssen sie Narren erscheinen, so unbesorgt sind sie um ihr äußeres Schicksal, denn immer erst, wenn sie ihr Vermögen verschwendet haben wie Fürst Myškin, ihr Studium aufgegeben wie Raskolnikow, ihre Stellungen verloren wie Sossima, wenn sie thatlose, der Gesamtheit unnütze Existenzen sind, werden sie fähig, volle Menschen zu sein; wenn sie sich finden, gehen sie der realen Welt verloren. Sie vergessen jeden Beruf, um der Berufung willen; und so intensiv ist bei Dostojewskij einzig der innere, der neue Mensch betont, daß die Konturen des praktischen uns fast ganz verschwinden. Raum wird sich einer von den tausenden Lesern in „Schuld und Sühne“ daran erinnern, daß Raskolnikow ein Mediziner ist; und er selbst vergißt es ganz. Es ist gleichgültig für das Empfinden, gleichgültig auch als Maß. In unserer Erinnerung

^{*)} Aus einem großen Essay über Dostojewskij, der gemeinsam mit denen über Balzac und Dickens unter dem Titel „Drei Meister“ im Inselverlag erscheint.

rung ist er nichts als ein Mensch, der um die Wahrheit ringt. Alles Sinnliche ist abgedunkelt an diesen Helden ihrer Innerlichkeit und ein französischer Beobachter hat einmal gut bemerkt, daß die Menschen Dostojewskij auf den vielen tausend Seiten seiner Romane nicht ein einziges Mal in thatächlich körperlichen Situationen sichtbar sind. Nie essen sie, nie schlafen sie, immer nur fühlt man sie denken, sich quälen und in Haß und Liebe gegen einander spannen. Das ganze Geschehniß betrifft nur jenen inneren Menschen, den in seinem Aufblühen, seiner mystischen Geburt darzustellen, die höchste Anstrengung all dieser Romane ist. Ich möchte versuchen, die Geschichte dieses Menschen im Werk Dostojewskij zu erzählen, seinen Mythos, denn alle diese verschiedenenartigen, hundertfach variirten Menschen haben im Lebten nur ein einheitliches Schicksal. Sie sind alle Varianten eines einzigen Erlebnisses: der Menschwerdung. Jemals großen Dichter ist vielleicht nur eine einzige, seine individuelle Form des Lebenszyklus gegeben und die Dostojewskij vermag liebende Betrachtung leicht zu enträtselfn. Die anderen Dichter des religiösen Menschen zeigen, wie er sich den Gott aus dem Leben gewinnt, Dostojewskij, wie er ihn aus sich selbst gebiert. Seine Menschen finden den Glauben nicht außen in den Dingen und Erlebnissen, sondern zeugen ihn im eigenen Geblüt. Sie verwandeln sich in ihn wie der Sünder in den Heiland. Gleich ist all seiner Helden Anbeginn. In den Jahren der Pubertät, des sinnlichen und geistigen Erwachens, verbüsst sich ihnen der heitere und freie Sinn. Dumpf fühlen sie in sich eine Kraft gähren, ein geheimnisvolles Drängen; irgend etwas Eingesperrtes, Wachsendes und Quellendes will aus ihrem noch unmündigen Kleid. Eine geheimnisvolle Schwangerschaft (es ist der neue Mensch, der in ihnen leimt, aber sie wissen es nicht) macht sie träumerisch. Sie sitzen in dumpfen Stuben, in einsamen Winkeln und denken, denken Tag und Nacht über sich nach. Sie fühlen sich krank, vergiftet vom ganzen Leben, sie sind unlustig zu Thaten und hassen jedes fremde Wort. Jahre lang brüten sie oft dahin in dieser seltsamen Ataraxie, sie verharren in einem fast buddhistischen Zustand der Seelenstarre, sie beugen sich tief über den eigenen Leib, um wie die Frauen in den frühen Monaten das Klopfen dieses zweiten Herzens in sich zu erlauschen. Alle geheimnisvollen Zustände der Befruchteten überkommen sie: die hysterische Angst vor dem Tode, das Grauen vor dem Leben, frankhafte, grausame Begierden, sinnliche, perverse Gelüste.

Endlich wissen sie es, daß sie befruchtet sind von irgendeiner neuen Idee: und nun suchen sie das Geheimniß zu entbeden. Sie

schärfen ihre Gedanken, bis sie spitz und schneidend sind wie chirurgische Instrumente, sie sezieren ihren Zustand, sie zerreden ihre Verdrückung in fanatischen Gesprächen, sie zerdenken ihr Gehirn, bis es sich in Wahnsinn zu entflammen droht, sie schmieden alle ihre Gedanken in eine einzige sige Idee, die sie bis ans letzte Ende denken, in eine gefährliche Spieße, die sich in ihrer Hand gegen sich selbst wendet. Kirillow, Schattow, Raßkolnikow, Iwan Karlamasow, alle diese Einsamen haben „ihre“ Idee, die des Nihilismus, die des Altruismus, die des napoleonischen Weltwahns, und alle haben sie ausgebrüdet in dieser frankhaften Einsamkeit. Sie wollen eine Waffe gegen den neuen Menschen, der aus ihnen werden will, denn ihr Stolz will sich gegen ihn wehren, ihn unterdrücken. Andere wieder suchen dieses geheimnißvolle Reimen, diesen drängenden, gährenden Lebensschmerz mit aufgepeitschten Sinnen zu überrasen. Um im Bilde zu bleiben: sie suchen die Frucht abzutreiben, wie Frauen von Treppen springen oder durch Tanz und Giste sich vom Unerwünschten zu befreien trachten. Sie toben, um dies leise Quellen in sich zu übertönen, sie zerstören manchmal sich selbst, nur um diesen Reim zu zerstören. Sie verlieren sich mit Absicht in diesen Jahren. Sie trinken, sie spielen, sie werden ausschweifend und all Dies (sie wären sonst nicht Menschen Dostojewskij's) fanatisch, bis zur letzten Raserei. Schmerz treibt sie in ihre Laster, nicht eine lässige Begierde. Es ist nicht ein Trinken um Zufriedenheit und Schlaf, nicht das deutsche Trinken um die Bettenschwere, sondern um den Rausch, um das Vergessen ihres Wahnes, ein Spielen nicht um Geld, sondern, um die Zeit zu ermorden, eine Ausschweifung nicht um der Lust willen, sondern, um in der Übertreibung ihr wahres Maß zu verlieren. Sie wollen wissen, wer sie sind; darum suchen sie die Grenze. Den äußersten Rand ihres Ich wollen sie in Überhöhung und Abkaltung kennen, dort, wo er ins Nichts niedersinkt, wo er aufsteigt in die Unendlichkeit. Sie glühen in diesen Lüsten bis zum Gott empor, sie sinken bis zum Thier hinab, aber immer, um den Menschen in sich zu fixiren. Sie thun heroische Thaten, um sich zu beweisen, daß sie groß sind, und niedrige, um sich gemein zu fühlen. Ihre unendliche Sehnsucht nach einem gesicherten Ich treibt sie in den Exzeß. (Dostojewskij nennt darum die Trinker, die Spieler einmal die innerlich wertvollsten Menschen Russlands.) Von der Sinnlichkeit stürzen sie in die Ausschweifung, von der Ausschweifung in die Grausamkeit und hinab bis zu ihrem untersten Ende, der kalten, der seelenlosen, der berechneten Bosheit, aber all Dies aus einer verwandelten Liebe, einer Gier nach Erkennt-

niß des eigenen Wesens, einer verwandelten Art von religiösem Wahns. Aus ihrer Wachheit stürzen sie sich in die Kreisel des Irrsinns, ihre geistige Neugier wird zur Perverision der Sinne, ihre Verbrechen glühen bis zur Kinderschändung und zum Mord, aber typisch ist für sie alle die gesteigerte Unlust in der gesteigerten Lust: bis in den untersten Abgrund ihrer Raserei zuckt die Flamme des Bewußtseins, der fanatischen Reue nach.

Aber je weiter hinein sie in die Übertreibungen der Sinnlichkeit und des Denkens räsen, um so näher sind sie schon sich selbst, und je mehr sie sich vernichten wollen, um so eher sind sie zurückgewonnen. Ihre traurigen Bacchanale sind nur Zuckungen, ihre Verbrechen die Krämpfe der Selbstgeburt. Je mehr sie sich anspannen, je mehr sie sich krümmen und winden, um so mehr befördern sie unbewußt die Geburt. Denn nur im brennendsten Schmerz kann das neue Wesen zur Welt kommen. Ein Ungehöriges, ein Fremdes muß dazutreten, muß sie befreien, irgendeine Macht Wehmutter werden in ihrer schwersten Stunde, die Güte muß ihnen helfen, die allmenschliche Liebe. Eine äußerste That, ein Verbrechen, daß all ihre Sinne zur Verzweiflung spannt, ist nötig, um die Reinheit zu gebären; und hier wie im Leben ist jede Geburt umschattet von tödlichster Gefahr. Die beiden äußersten Kräfte des menschlichen Vermögens, Tod und Leben, sind in dieser Sekunde innig verschrankt.

Dies also ist der menschliche Mythos Dostojewskij's, daß das gemischte, dumpfe, vielfältige Ich jedes Einzelnen befruchtet ist mit dem Keim des wahren Menschen (jenes Urmenschen der mittelalterlichen Weltanschauung, der frei ist von der Erbsünde, das elementare, rein göttliche Wesen). Diesen urewigen Menschen aus dem vergänglichen Leib des Kulturmenschen in uns zum Austrag zu bringen, ist höchste Aufgabe und die wahrste irdische Pflicht. Befruchtet ist Heder, denn keinen verstößt das Leben, jeden Irdischen hat es in einer seligen Sekunde mit Liebe empfangen, doch nicht Heder gebiert seine Frucht. Bei Manchen verfaulst sie in einer seelischen Lässigkeit, sie stirbt ab und vergiftet ihn. Andere wieder sterben in den Wehen und nur das Kind, die Idee, kommt zur Welt. Kirillow ist Einer, der sich ermorden muß, um ganz wahr bleiben zu können; Schattow ist Einer, der ermordet wird, um seine Wahrheit zu bezeugen.

Aber die Anderen, die heroischen Helden Dostojewskij's, der Starez Sossima, Raskolnikow, Stepanowitsch, Rogoschin, Dmitrij Karamasow, vernichten ihr soziales Ich, den dunklen Raupenstand ihres inneren Wesens, um wie Schmetterlinge sich der abgestor-

benen Form zu entschwingen, das Besflügelte aus dem Kriechenden, das Erhobene aus dem Erdschweren. In dem Feuer der Selbstverzehrung ist das Dumpfe und Verworrne aus ihrer Seele gelöst, als schlaffenloser, reiner Theil der Weltseele verbinden sie sich dem Unendlichen, lösen sich auf in die Einheit des Irdischen. Alles Persönliche, alles Individuelle ist in ihnen abgethan; daher auch die absolute Aehnlichkeit all dieser Gestalten im Augenblid ihrer Vollendung. Wjoscha ist kaum von dem Starez, Karamasow kaum von Raskolnikow zu unterscheiden, wie sie aus ihren Verbrechen, mit Thränen gebadetem Gesicht, in das Licht des neuen Lebens treten. Am Ende aller Romane Dostojewskis ist die Katharsis der griechischen Tragoedie, die große Entföhnung, über den verdornernden Gewittern und der gereinigten Atmosphäre flammt die erhabene Glorie des Regenbogens, das höchste russische Symbol der Versöhnung. Erst wenn die Helden Dostojewskis den reinen Menschen aus sich geboren haben, treten sie in wahre Gemeinschaft. Bei Balzac triumphirt der Held, wenn er sich die Gesellschaft bezwingt, bei Dickens, wenn er sich in die soziale Schicht, in das Bürgerliche, in die Familie, in den Beruf eindringt. Die Gemeinschaft, die der Held Dostojewskis anstrebt, ist keine soziale, sondern eine religiöse, er sucht nicht Gesellschaft, sondern Weltbruderschaft: und dieses Hingelangen zur eigenen Innerlichkeit und damit zur mystischen Gemeinsamkeit ist die einzige Hierarchie in seinem Werk. Seine Einsamkeit, seine Absonderung, die Stolz war, hat jeder zerbrochen und in unendlicher Demuth und glühender Liebe grüßt sein herzden Bruder, den reinen Menschen in jedem Anderen. Dieser lezte, gereinigte Mensch kennt keine Unterschiede mehr, kein soziales Standessbewußtsein; nacht, wie im Paradies, hat seine Seele keine Scham, keinen Stolz, keinen Haß und keine Verachtung. Verbrecher und Dirne, Mörder und Heilige, Fürsten und Trunkenbolde halten Zwiesprache in jenem untersten und eigentlichsten Hoh ihres Lebens, alle Schichten fließen in einander, Herz zu Herz, Seele in Seele. Nur Das entscheidet: wie weit Einer wahr wird und zum wirklichen Menschenthum gelangt. Denn keine soziale Stufenleiter reicht zu diesen Höhen hinauf, die außerhalb des zeitlichen Lebens stehen, kein Senkblei der Moral tastet in diese letzten Abgründe des irdischen Herzens. Wie diese Entföhnung, diese Selbstgewinnung zu Stande kam, ist gleichgültig. Keine Ausschweifung beschmückt, kein Verbrechen verdirbt. Seine Justiz kennt das Brandmal nicht, das unauslösbare Stigma: Thränen können alles Blut wegwaschen. Im Kosmos Dostojewskis giebt es keine endgültig Verworsenen, von denen Gott

sein Antlitz wendet, keine Hölle, keinen untersten Kreis wie bei Dante, aus denen selbst Christus die Verurtheilten nicht zu erheben vermag, er kennt nur Purgatorien, reinigende Flammen, das Fegefeuer und die Feuer der Entföhnung. Der Verbrecher ist (und hier schuldet Dostojewskij das Wort dem russischen Volke) ihm nur der „Unglüdliche“ und seine That die Wirkung grausamen Zwanges, zehrender Seelennoth, um deren willen man ihn doppelt lieben muß. Nicht das Grauen allein, sondern auch das Mitleid wächst am Entsetzlichen einer That, und wie der Starez, sein Heiliger, scheint er die Sündigsten am Meisten zu lieben aus dem geheimen Bewußtsein einer Polarität, daß auf dem untersten Grunde, im Dunkelsten eines Erwachens auch stahlhart die Neue funkelt, daß der irr handelnde Mensch noch immer mehr der seelisch glühende ist und näher dem wahren Menschen als die Stolzen, die Kalten und Korrekten, in deren Brust er erfroren ist zu bürgerlicher Gesetzmäßigkeit. Es bleibt nichts Unwiderrufliches, nichts Unsühnbares in Dostojewskij. Man sehe seine Helden: Grauen geht ihnen voraus, ihr Antlitz ist von Blut und Schmutz überklebt, ihre Fäuste sind verkrampft, die Brust stöhnt Schrei und Fluch, das Thier tobt in ihren Sinnen. In ihren Augen funkelt die Lust, ihr Gehirn ist vergiftet, Furchtbare sind sie, vor denen der Blick zurückgeschüttelt. Aber aumah finstere Antlitz zu durchgeistigen, die grauslich in eine erhabene Schmerzlöslichkeit, durch Urleid der ganzen Menschheit zu schimmern, Unendliche des Lebens sich zu spiegeln. Und immer mehr das Licht ihre Züge badet, bis bricht aus ihren Bliden und von innen ein die Läuterung über den Schmutz und das Thränen längst weggewaschen haben. Bei solche Novelle, wo ein Engel in ein Mensch nur Tod darin findet, weil es ohne Liebe Milbthätigkeit darin erwacht und eine ungeheuerlichen Flaren sich alle die Antlitz seiner Helden auf von innen übergossen vom Widerschein der blutigen vergossene Blut funkelt im Heiligen Grab der ganzen Menschheit. Allen Menschen Dostojewskij auf den inneren Menschen, auf den Bruder fremd. Sie besitzen die erhabene Fähigkeit typisch russische nennt, nicht lange hassen zu können, und darum Friedlichen. Nichts ist so gewalt strömt vom feinsten Andern seiner

Menschenseelen. Sie alle verstehen sich, selbst wenn sie sich hassen, und dann vielleicht am Meisten, weil die Neue sie da zur Liebe zwingt. Noch habern sie oft mitsammen, noch quälen sie sich, weil sie sich ihrer eigenen Liebe schämen, weil sie eigene Demuth für eine Schwäche halten und noch nicht ahnen, daß sie die furchtbarste Kraft der Menschheit ist: aber ihre innere Stimme weiß immer schon um die Wahrheit. Während sie einander mit Worten schmähen und befeinden, blicken die inneren Augen sich längst selig vernehrend an, Lippe fühlt leidvollen Brudermund. Ihre Worte, ihre Thaten zu einander sind nur Szenerie, nur Folie in allen diesen Werken; das wahre Begebniß ist das innerliche, unsichtbare der brüderlichen Erkennung; und diese innere Zwiesprache, dieser Gesang der Seelen, ist die Musik in Dostojewskis Werk.

Wien.

Stefan Zweig.

Die Österreicher.

Des Feldherrn Trinkspruch.

Gebt Dank, Ihr Freunde; doch Ihr lobt Euch selbst.
Da Ihr mich Helden preist! Ihr schlägt Euch tapfer,
Der Sieg ist unser. Also seid bedankt.
Nur weil Ihr mich so überschwänglich lobt,
Möch ich tödesmutig nennen, tollfühn und tapfer,
Und weil Ihr jung seid, neiderweckend jung.
Will ich von meinem Todesmut Euch sagen....

Auch ich war damals jung, so sündhaft jung,
Dass mir der Tod begehrenswerth erschien.
Ob sie nun Anna hieß, Elisabeth:
Was wollt Ihr mehr, ich war es überdrüssig,
Ihr Spiel zu sein, ich rüstete zum Sterben,
Sie sollte fühlen, was es heißt: sein Henker!
So lag mein Dolch bereit, dess glänz Schärfe
Den Springquell meines Bluts befreien sollte,
Dass meine Seele sich zum Himmel schwinge.
Nun schrieb ich noch zwei schwere Zeilen Abschieds.
Und da, von meinem Schmerze ganz betäubt,
Schon gran umhüllert von des Todes Schatten,
Schob ich den Dolch vom Lischlein, drauf ich schrieb,
Dass er herniederfiel; ich griff danach
Und ritzte meine Hand.

„Blut!“ rief ich, „Blut!
Fürwahr, ich blute!“ Und sprachogleich weiter,
Wie eine Mutter: „Hoffentlich nichts Schlimmes!“
Ich nahm mein Tuch, geschäftig neigt' ich es

Und preßt' es an die Wunde: „Gott sei Dank!“
 (Ein tiefer Seufzer löste meine Angst.)
 „Das war noch gnädig!“

Doch da fiel mein Blick
 Auf die zwei Zeilen Ueberschwangs vor mir,
 Den Abschied vor dem Tod, den ich geschrieben,
 Indes jetzt meine Lippen „Gott sei Dank,
 Der Ritter ist nicht schlimm!“ sah dankbar hauchten.
 Und da, in diesem „großen“ Augenblick,
 Erschütterten mich . . . Glaubt Ihr etwa, Thränen?
 Ja freilich, Thränen! Ein so laut Gelächter
 Erweckte mich aus meinem Lügenpathos,
 Ein Lachen, das mein Lebenstaumel lachte,
 Daß es mir heut noch in den Ohren gelst.
 Ihr jungen Freunde, seht: Dies ist der Held,
 Den Ihr so tapfer rühmt! Ihr wart heut tapfer,
 Da es um Eures ging. Senkt nicht die Blicke,
 Ihr Ullerjüngsten, und erdöhet nicht,
 Ob sie nun Anna heißt, Maria, Nöschchen!
 Ihr habt heut tapfer mit dem Tod gekämpft,
 Ihr werdet mutig mit dem Leben ringen!

—

Windischgraetzdragoner.

Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
 Möcht' gern den Feind in Stücke haun.
 Siebenmal auf die Höhe bei Kolin
 Ließ der Große Friß seine Blüte sprehn;
 Jetzt, Daun, Du Zauderer, müßtest Du's wagen,
 Nicht abwehren blos: angreifen und schlagen!

Und der Reiteroberst, Regiment von Ligne,
 Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
 „Exzellenz, ich bitte, mein Regiment,
 Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
 Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
 Läßt uns auf den Feind herniedersausen!“

Sieht Daun: „Die Frechheit macht mich starr!
 Mit den Grünschnäbeln willst Du richten, Du Narr,
 Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
 Mit den Mädellippen ohne Bart
 Gegen die Knasterbärtje des Großen Frißen!“
 „Ich bitt', Exzellenz!“ „Nun, Gott mag Euch schützen!“

Und sie preschen nieder, Donner und Blitze!
 Die Windsbraut versteckt sich, es fehlt sich der Friß,
 Von oben Hartatschén, hier Säbelgesäß.

Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
 Sie brüllen Hurra und die Rossen keuchen,
 Sieg, Sieg! Und der Große Krieg muß weichen!
 Das war eine Schlacht! Vierzehntausend Mann
 Erprobte Soldaten, glaubten daran;
 Und viele Fahnen und schweres Geschütz
 fehlten am Abend dem Großen Krieg.
 Jetzt staun', Graf Daun! 's thuns nicht blos die Alten
 Er nicht: „Hätts nicht für möglich gehalten!“

Einst Ligne, jetzt Windischgraetzregiment,
 Kein Österreicher, der die Dragoner nicht kennt;
 Sie tragen noch heut keine Schnurbärte nicht
 Und tragen sehr stolz ihr gliches Gesicht:
 So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
 Und so solls bleiben im Ewigkeiten!

—

Offizierballade.

Nach dem Kampf mit den wilden Banden
 Unten in der Kriwoscie,
 Sah man viel Krüppel im Österreichs Landen,
 Armtumpf, Stelzbein und Humpelnknie.
 Da hat Eins das Volk verdrossen:
 „Sind denn die Kugeln so wählerisch?
 Nur das Volk war zu Krüppeln geschoffen;
 Der Offizier blieb heil und frisch!
 Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!
 Wen ihre Kugel zu Boden warf,
 Den verstümmelten die Pilaffesser
 Mit ihren Messern; und die sind scharf!
 Warum blos unsere braven Soldaten,
 Wie Offiziere?“ Mich fränkt dies „Warum?“
 Und so will ichs Euch gern verrathen,
 Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.
 Hört denn: die wiener Herren wußten,
 Diesmal gilt nicht die offene Schlacht,
 Die unsere Truppen bestehen müssten:
 Diesmal wird es ganz anders gemacht.
 Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
 Auf den Verwundeten häuft sich die Gier,
 Und was seiner für Gräuelt hatten,
 Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.
 Der Offizier, der mag selber entscheiden,
 Ob ihm der Tod nicht lieber sei,

Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei.
Will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschlossen die Herren in Wien)
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.

Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und fiebernden Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu braucht's wahrhaften Heldenmuth.
Stellt Euchs nur vor! Von all den Braven
Kam nicht Einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Helden Tod schlafen!
Seht Ihr: Ihr schweigt! Stumme senkt Ihr den Blick . . .



Böhmisches Soldatenlied.

Bei einem böhmischen Regiment
Bin ich in Reih und Glied gestanden:
Sind brave Burschen, Sapperment,
Und lanter gebotene Musikanten!

Das sind Burschen, wie Wein, kein falsch und fehl,
Und haben das Herz auf dem rechten Flecke;
Und Dienst ist Dienst und Befehl ist Befehl
Und Das Herz pocht hölz an die blauen Röcke.

Und Marschieren und Räckern und Schinderei:
Das kann uns (der Teufell!) ein'n Quark genirten;
Ist überall doch Musik dabei!
Und Musik liegt schon im bloßen Marschieren.

Und schimpft der Körporal, so nimmst der Wind,
Ich geb' nur Acht, daß ich drüber nicht lache . . .
Und Das macht der Liebe noch immer kein Kind
Und das Leben ist doch eine eine Sache!

Und der Trommler, der schlägt sein Extrastück
Und unser Hornist wird blau zum Herbspringen,
Und wenn auch der schwere Cornist drückt,
So dürfen wir pfeifen und singen und jüngeln:

Drei Jahr' sind bald um und dann ist es aus.
Und heißtts in den Feind marschieren und sterben,
Frau Mutter, habt Kinder genug zu Hause:
Die sollen meinen Tschako und Stiefel erben!



Staatsfinanzen im Krieg.

SDas Kapital hat sich den Lebensbedingungen des Krieges gefügt. Die offizielle Börse ist noch immer geschlossen. Doch die Börsenleute dürfen sich ungefähr in den heiligen Hallen versammeln und „im freien Verkehr“ Geschäfte machen. Wenn wirklich gehandelt wird, vollzieht sich zwischen den Bankbüroaus. Der Rest ist Spekulation. Man nennt Kurse, obwohl es keine kontrollierten Preise giebt. Dieser Zwiegespalt ist natürlich bemerkt worden; und wir hörten manchen Tadel der „Goulliessengeschäfte“. Doch seit in London, Paris, New York die ersten Spuren eines beglaubigten Börsenhandels sichtbar geworden sind, möchte Berlin nicht ganz im Dunkel bleiben. Der Börsenvorstand hat vor Ende Dezember durch eine Umfrage festzustellen versucht, wie groß die Summe des bei Banken und Bankiers auf Wertpapiere entstehenden Geldes sei. Die Zahl war nicht groß; und die Auflösung dieser Engagements hätte keine Gefahr gebracht. Fraglich aber blieb, ob den Kursern, durch den unvermeidlichen Andrang der hinter dem Schleusenthor lagernben Papiere, nicht zu viel Zugemuthet würde. Denn der Wunsch, wieder in ein reguläres Tauschverhältniss zu kommen, entspringt nicht so sehr dem Verlangen nach Kaufgelegenheit wie dem Sehnen nach Verkaufsmöglichkeiten. Der deutsche Kapitalist, der in Friedenstagen dem Bereich der deutschen Staatsrenten fern blieb, hat sich besonnen und erkannt, daß im geschlossenen Handelsstaat der Kredit der öffentlichen Gewalten sich noch am Leichtesten verwerten läßt. Die Klasse I der Reichsbank hatte im Frieden keine starke Anziehungskraft. Überall gab es Möglichkeiten, Geld zu „machen“; der Lombard von Werthpapieren war nur eine von vielen Quellen. Jetzt sind die meisten verfiecht: deshalb ist das Staatsspiel im Käuferinteresse vornan.

Mit dem Geld ging's ähnlich. Als Panik herrschte, suchte Jeder sein Schiff mit Gold zu beladen. Am Ende des Jahres aber, nachdem der Krieg fünf Monate gebauert hatte, waren bei der Reichsbank 840 Millionen Mark mehr Gold als am letzten Julitag 1914. Davon 635 Millionen aus dem allgemeinen Besitz; denn 205 Millionen hatten Juliusturm und Kriegsreserve abgegeben. Die goldene Notendecke reichte über fast 42 Prozent des Gesamtbestandes, während Ende 1910 nur 32 Prozent vergoldet waren. Die Darlehnsklassenscheine bilden eine Klasse für sich. Am dreißigsten Dezember waren nur 400 Millionen Mark davon im Verkehr. Was die Reichsbank in ihren Beständen hat, kommt erst in zweiter Linie. Die Geldscheine der Darlehnsklassen sind zwar geeignet, die Banknoten mit zu stützen; es bedarf aber dieser Bürgschaft nicht, weil die metallische Rüstung allein breit und dicht genug ist, um das deutsche Geld unverwundbar zu machen. Die Darlehnsklassen sind ermächtigt, bis zum Betrag von

3000 Millionen Geld auszuleihen. Am letzten und heiligsten Geschäftstag des Jahres war die Staffel erst bei 1317 Millionen. Wer nicht Unmögliches verlangt, kann aus den Gaben der Statistik nur günstige Schlüsse ziehen. Die Reichsbank steigerte ihre Rate am ersten August von 5 auf 6 Prozent, während die sonst so ruhige Bank von England von 4 auf 8 und dann auf 10 Prozent gesprungen war. Und dabei hatte das deutsche Centralinstitut schon im Frieden (1907/08) $7\frac{1}{2}$ Prozent gefordert. Der Durchschnittsdiskontsatz des Jahres 1914 blieb, mit 4,88, um 1 Prozent hinter dem Durchschnitt von 1913 zurück. Am Tag vor Weihnachten wurde der amtliche Zinsfuß von 6 auf 5 Prozent gefürzt. Solche Dezemberfreuden hat er erst einmal gegeben (1913); und der Entschluß war im Kriegsjahr eine That. Keine überreilte; denn Präsident Havenstein konnte sagen, daß die deutsche Wirtschaft sich den neuen Umständen gut angepaßt habe. Dann kam eine Mahnung, die an frühere Tage erinnerte: Keine spekulativen Ausschreibungen! Wenn an die Möglichkeit solcher Ausschreibungen gedacht wird, müssen die Voraussetzungen nicht in unabsehbarer Ferne liegen.

Auch in Frankreich gab es eine amtliche Erörterung der Finanzen. Herr Ribot legte der Budgetkommission der Kammer seinen Bericht vor. Das Geständnis, Frankreich sei für den Krieg finanziell nicht gerüstet gewesen, soll beweisen, daß die Nation den Krieg nicht gewollt habe. Über der Finanzverwaltung Frankreichs war stets nachgesagt worden, sie habe die feinsten politische Technik. Rußland, der Balkan, Südamerika: Etappen der französischen Finanzkunst. Haben sich die Geschäfte gelohnt? Südamerika brachte noch vor dem Krieg böse Katastrophen. Auf dem Balkan waren die Kaiserliche Osmanenbank und die Dette Publique Ottomane die prunkvollen Geschäfte des pariser Chréze. Auf mehr als 3 Milliarden werden Frankreichs Darlehen an die Türkei geschätzt. Die Unleihe von 800 Millionen, die Djavid Bey im Frühjahr 1914 vom Ministerium Doumergue erlangte, war als Krönung des Werkes gebucht. Sie bescherte den Franzosen die ersehnten syrischen Eisenbahnkonzessionen. Was ist von all dieser Herrlichkeit geblieben? Welche Summe die Gesamtheit der französischen Guthaben, mit dem Effektenbestand, in Rußland bedarf, ist nicht bekannt. Vor dem Krieg war Paris über Petersburg ärgerlich. Die Baissiers von der Newa, die der Finanzminister Bark nicht bändigen konnte, hatten die amis et allies gekränkt. Die rächten sich und warfen Haufen von „Russen“ über die Grenze. Daß man die eigenen Anleihen zu niedrigeren Preis zurückkaufen müßte, verdarb die Laune. Tempi passati. Geld war natürlich in Frankreich nicht mehr zu haben; aber die Banque de France und die Russische Staatsbank vereinbarten, wie die französischen Außenstände flüssig gemacht werden könnten. Bis Mitte Dezember waren die unbefristeten Vorschüsse an die Regierung auf 3600 Millionen Francs gewachsen. Bis zu 6000 Millionen kann die Bereitschaft des Noteninstituts gestreckt werden. Von ihr zieht der Staat, die Börse (200 Millionen wurden für den Abbau

der Report-Engagements gewährt), die Verbündeten (Belgien mit 250, Serbien mit 90, Griechenland mit 20, Montenegro mit 0,5 Millionen). Gefordert hat der Krieg (offiziell) bis Mitte Dezember 6441 Millionen; gefordert werden für das erste Halbjahr 1915 8525 Millionen. Die Nationalverteidigungsbonds (Obligations de défense nationale), die dem Publikum einen gangbaren Weg zur Unterstützung des Staates zeigen sollten, sind nicht ausverkauft worden. Das französische Publikum nahm etwa eine Milliarde; 100 Millionen wurden in London untergebracht. Wie sollen die 8525 Millionen, die der Staat braucht, flüssig gemacht werden? Die Einkommensteuer kann vor 1916 nicht eingeführt werden. Nur der direkte Weg zum Geld ist möglich. Aus der Bank sind noch 2400 Millionen zu holen, wenn der gesetzliche Beitrag zu den Mobilisierungskosten, den das Institut zu leisten hat, nicht über 6000 Millionen erhöht wird. Vielleicht entschließt sich England, neue Hilfe zu leisten. Zunächst wurden 250 Millionen Schahscheine zu 5 Prozent in London begeben. Die Darstellung des Finanzministers Ribot hat ergeben, daß die Verwaltung der französischen Gelbwirtschaft durchaus nicht mehr auf der Höhe ihres alten Ruhmes stand, als der Krieg begann. Sie war allzu „politisch“.

Nicht besser als den Franzosen geht es den Russen. Was Rokowzew in einem Jahrzehnt tüchtiger Arbeit erreicht hatte, bröckelt nun ab. Dem Staatsbudget fehlt die Hauptsache: das Branntweinmonopol. Eine Quelle, aus der eine Milliarde sprudelte, ist nicht leicht zu entbehren. Und die Eisenbahnen haben den größten Theil ihrer Einnahmen verloren. Bis Ende Oktober betrugen die Kriegsausgaben 1785 Millionen Rubel; und es war nicht ganz einfach, sie zu beden. 1100 Millionen Rubel wurden in Schahanweisungen begeben; dann kam eine fünfsprozentige Anleihe von 500 Millionen, deren Erfolg zweifelhaft ist, weil die Regierung nach diesem Geschäft nicht mehr den eigenen Markt aussuchte, sondern sich in England Geld lieh. Die City pumpte zweimal je 250 Millionen Mark. Als Garantie muhte Petersburg 170 Millionen Mark Gold aus der Staatsbank in London hinterlegen. Und das Geld, das die britische Finanz sich für den Bundesgenossen abrang, wurde nicht etwa nach Petrograd geschickt, sondern blieb zu Hause, um russische Schulden (aus Anleihen und Handelsgeschäften) zu beden. Russland sieht, trog seinem Reichtum, für die nächste Zukunft enge Lebensmöglichkeiten vor sich.

England bezahlt einen großen Theil des Krieges aus seiner Tasche. Belgien, Japan, Russland, die Kolonien sind Kunden des englischen Geldmarktes. Als Lloyd George, Mitte November, sein Programm vorlegte, war die Hälfte des Kredits von 535 Millionen Pfund Sterling (11 000 Millionen Mark) schon aufgebraucht. Auf eine 3½-prozentige Anleihe von 325 Millionen Pfund, die zum Kurs von 95 begeben wurde und schon im Jahr 1928 zum Parikurs zurückgezahlt werden soll, wurde der ganze Betrag gezeichnet, so daß alle Posten voll zugeteilt werden konnten. Da die Bank von England

Vorschüsse auf die Anleihe, zum Emissionpreis und 1 Prozent unter Bankdiäfont (4 Prozent), für drei Jahre zur Verfügung stellte, war die Abwidderung des Geschäfts nicht allzu schwierig. Man vergleiche damit die Bedingungen der deutschen Darlehenklassen: Verzinsung zum unverkürzten Bankjahr (damals also 6 Prozent), Beleihung von nur 75 Prozent des Kurswertes, Dauer des Darlehens sechs Monate. Die Anleihe allein genügt dem englischen Geldbedarf nicht. Rund 185 Millionen Pfund müssen durch Steuern aufgebracht werden. Die Einkommensteuer (1 sh 4 d auf 1 £) soll verdoppelt werden. Außerdem werden Bier und Thee schwerer belastet. Die Engländer können mit ihrem Geld freilich mehr leisten als das, was der Krieg ihnen bisher abforderte. Wenn die City nicht nervös wird. Herr Lloyd George wollte ihre Nerven schonen, als er sein Finanzprogramm auf den fünfzehnten März begrenzte. Die Bank von England wird nach diesem Termin vor neuen Geldproblemen stehen. Und noch darf man zweifeln, ob die Londoner Bankiers nach dem Krieg die Kraft haben werden, als Erben der pariser die Pflichten und Genüsse des Weltgläubigers auf sich zu nehmen. Wir aber dürfen uns getrost sagen, daß die Bereitschaft unserer Finanzen sich sehen lassen kann.

London.



Leise schreiten die Toten.

*L*eise schreiten die Toten,
Leise in endlosem Zug.
Vor dem marmornem Thor,
An der Pforte der Ewigkeit:
Da halten sie an.
Sie winken den Abschied
Der blühenden Erde,
Der verdämmernden Heimath;
Und schweigend legt Jeder
Des Wesens Kleinod
Auf den Opferaltar.

*Es kommen die Denker
Und opfern Gedanken,
Die ewigen Leuchten ihrer Zukunft,*

Die jäh nun in Nacht
Der Tod getaucht.

Es kommen die Dichter,
Es kommen die Künstler:
Und all die ungeborenen Werke,
Die heimlich doch schon dem blühenden Leben
In ihrer Seele entgegentreiften,
Die schichten sie auf.

Die Forscher kommen, die einsamen Männer,
Die über Retorten und Instrumenten,
Über Zahlen und über Skripturen
Nächte zum Heil der Menschheit durchgräbt,
Bis der Tod mit knochigem Faustschlag
Dröhnend in die Gedärme schlug.
Erfindung, Entdeckung,
Halb erst erdacht und halb errechnet,
Die nebelumwallten Träume des Werdens,
Die schichten sie auf.

Und Männer kommen, die Männer der That,
Die Krieger von Kampf zu Kampf geführt,
Die sieghaft fremde Meere befahren
Und die in nächtigen Wassertiefen
Furchtlos und treu ihres Amtes gewaltet,
In fernen Zonen und in der Nähe,
Überall der Schrecken der Feinde:
All ihre unvollbrachten Thaten,
Pläne von herzzerbrechender Kühnheit,
All ihre Kraft, ihren Heldenmut,
Dem der Tod die Sehnen zerschnitt,
Die schichten sie auf.

Und Tausend kommen und Übertausend,
All die unzähligen Männer der Arbeit,
Die, im Fleiß unablässig, mit freudigem Schaffen
Mit an dem Ruhm der Heimat gebaut
Und denen der Tod nun die Hände gelähmt:
Das mühvoll errungene Glück des Weibes,
Die stille Hoffnung friedlichen Alters,

Die dunkle Zukunft unmündiger Kinder,
In stummer Sorge, doch stolz durchleuchtet,
Schichten füsst auf.

Und wieder Tausend und Abertausend,
All die blühenden Jünglingshäupter
Deren einzges Besitzthum ihr jungfrisches Leben;
Fürstensprößling und Edelknaben,
Bürgersohne und Bauernkinder,
Wie man vordem die Stände schied,
Heut sind sie gleich. Strahlende Jugend,
Flammender Muth und lachendes Sterben
Durchglüht sie, Alle, und sicht des Ruhms
Unverweltlichen Kranz um ihren Scheitel.
Die gaukelnden Bilder von Leben und Glück,
Goldene Träume von sonniger Liebe,
Unversiechlich getränkt von den Thränen der Mütter,
Die schichten sie auf.

Höher und höher, bis in die Wolken
Thürmt sich der Oyferaltar.

Und in der Ferne, in dämmernden Weiten,
Naht noch ein Zug,
Der Zug der Siechen . . .

Auf die Knie! Auf die Knie!
Auf die Knie wir Alle,
Die wir daheim!
Neigt Euch in Demuth,
Beugt Euch in Ehfurcht,
Aus zuckenden Herzen breche ein Quell,
Ein strömender Quell wie wundwarmes Blut
Uunauslöschlicher, ewiger Dankbarkeit,
Dankbarkeit, die nicht ruht und rastet,
Dankbarkeit ohne Maß und Grenzen,
Dankbarkeit für die schweigenden Helden,
Die für uns und unsre Erlösung gelitten,
Wie Einer vereinst für die Menschheit litt.

Hamburg.

Theodor Suße.



Reiseführer



Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau m. d. lux. Erwachsenen-Schlaf-
d. Hotelhygieneausstattung. Sitzes. u. Konferenz-
räumen. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom.

Düsseldorf Parkhotel

L. Familienhotel d. Stadt, in vor-
nehmst. ruhigst. Lage am Hof-
garten. 1912 d. Neubau bedeut.
vergrößert. Gr. Konferenz- u.
Festsaal. Dir. F. C. Eisenmenger.

Köln : Hôtel Continental

am Dom
1912 umgebaut.
Zimmer m. Bad.

Köln - Savoy-Hôtel

am Dom, erstes Familien-Hôtel.
Neu: Grillroom und Hotelbar.

PRAG Hôtel de Saxe

Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Wiesbaden :: Nassauer Hof

Hochwertiges Hotel in
freier bevorzugter Ost-
und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badehäuser mit direkt eigenem
Kochbrunnen zu Fuß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Gestaltungen
auf die

Einband der die

zum 89. Bande der "Zukunft"

(Nr. 1—15. I. Quartal des XXIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfarben, mit vergoldeter Prägung sc. zum
Preise von Markt 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 2a
entgegengenommen.

Verlag von Georg Stille, Berlin NW. 7.

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schunkkonferenz Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmallfeld. Franken-Russ. Der Fall Klausner. Die beiden U. L. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicla und Erfurt. Mehdü. Die un gehaltene Rede. Eine Mark Flüßig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Spromalex. Wissenskätzchen sind ein...

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck ad. Legging. Doubtelle. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrümpfte Worte. Die romantische Schule. Menet. She-Ma-Thian. M. d. H. Eroten. Der ewige Babrak. Sem. Dynamistik. Das 2½-Hund. Kirchenvater Siriaberg. Der Ente ist nich.

Jeder Band 80-14 Bogen elegant beschichtet.
Zu binden durch alle Buchbindergen.



Frisch, Sauber, Selbstbedienung,
keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell 8,40

Münzburger, Mönchner, Calmbacher 8,25

Kästritzer Schwarzbier 2,75

Buckles Lightbeer 2,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.

In hygienisch vollständ. Weisse abgefilit.

F. & M. Camphausen,

Berlin SW. 11. Tel. 1188. 22816

Breslau, Hannover, Stettin.

Flaschenbiere laut Preisliste.

Inserraten-
Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstr. 3a

sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditionen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Mano

Deutschlands führende
Cigarettenmarke
Truftsfrei



Wilmersdorfer Gartenterrassen

Untergrundbahnhof Rüdesheimer Platz
der neuen Bahn Berlin-Dahlem

Hochherrschaftliche Wohnungen

von 4 – 8 Zimmern, mit modernem Komfort
ausgestattet, sind jederzeit zu vermieten.